

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

28.8.1921 (No. 35)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 35



28. Aug. 1921

Hans Wolfgang Behm / Helmholtz

Zu seinem 100. Geburtstag.

Es ist vielleicht mehr als ein bescheidener Zufall, daß das schlichte Helmholtzdenkmal im Berliner Universitätsgarten zwei ergänzend gleich große in unmittelbarer Nähe hat. Denn die beiden Humboldts waren zweifelsohne Prachtgestalten des neunzehnten Jahrhunderts. Staatsmann und Naturforscher steckte in diesen beiden Brüdern in seltener Genialität. Hier atmet politische Kunst, Weltblick und soziales Versehen. Der um zwei Jahr jüngere Alexander hat mit dem vollendeten Nützling des Wissens seiner Zeit den wunderbaren Wurf des „Kosmos“ glänzend gelöst. Eine Universalität, um die uns die Völker nicht umsonst beneiden. Der junge, am 31. August 1821 zu Potsdam geborene Hermann von Helmholtz war damals gerade Lehrer der Anatomie an der Akademie der Künste und Assistent am anatomischen Museum in Berlin geworden. Auch in ihm steckte etwas von jenem Humboldtgeist, die glückliche Gabe des raschen Kombiniereus zahlloser Einzelercheinungen zu einer sich formenden Synthese, der Drang, im Einzelnen, im Speziellen nicht zu versauern, sondern universal gerichtet zu forschen und zu gestalten. Wenn auch Helmholtz, um das Wort Methodik hierbei anzuwenden, hinter Humboldt marschierte, so können wir dagegen die Linie von Aristoteles, Ptolemäus, Leonardo da Vinci, Galilei, Newton, Bunsen, Mayer bis hinauf zu Arrhenius oder Einstein, ohne Helmholtz nicht gut schließen.

So hat Helmholtz beispielsweise die Theorie von der Erhaltung der Energie, deren Deuter Julius Robert Mayer dar- aus die Äquivalenz von Wärme und Arbeit folgerter und das mechanische Äquivalent der Wärme berechnete, erst weiterhin wissenschaftlich ausgebaut. Hatte potentielle und kinetische Energie in ihren Wechsel- bzw. Folgewirkungen ins richtige Bild gesetzt, das Blickfeld geschaffen, in dem sich ganz wesentlich die Physik überhaupt bewegt, da sie letzten Endes aus lauter Untersuchungen besteht, wie die verschiedenen Energieformen wechseln, wie sie sich gegenseitig restlos ineinander umwandeln. Wie sich die Lage- oder potentielle Energie des Steines, der irgendwo auf dem Dache liegt, beim Fallen dieses Steines immer mehr vermindert, dafür aber die Bewegung, die kinetische Energie sich entsprechend erhöht, so lassen sich Hundertfach beweisende Beispiele aufzeigen, die wohl das Wechselnde, aber das ungleich Ewige der Energie an sich bezeugen. Wenn gerade Helmholtz bemüht war, alle Vorgänge der Natur den Gesetzen der Mechanik zu unterwerfen, so wurde nicht zum wenigsten von seinen Nachfolgern diese Seite seines Forschens gründlich ausgebaut. Für Viele wurde die Energie das einzig real Existierende, auch Versuche blieben nicht aus zu zeigen, wie ein energetischer Ausgangspunkt für eine Betrachtung alles Geschehens sich konsequent durchführen ließe. Dtwald ist beispielsweise hierbei auf eine Betrachtung mannigfacher Probleme der Geisteswissenschaften eingegangen und man wird es sicherlich nicht so ohne weiteres verneinen wollen, daß die Gesetze der Energie in der anorgani-

schon und die der Entwicklung in der organischen Welt für die begriffliche Bearbeitung des wissenschaftlichen Materials zum mindesten Denkmittel gewähren, welche nicht nur das gegenwärtige Wissen zu vereinheitlichen, sondern auch das kommende Hervorzurufen vermögen. Wobei aber immerhin die Frage offen bleibt, ob es uns jemals noch gelingen wird, ein einheitliches Weltbild im Humboldtschen Sinne überhaupt zu gewinnen, denn immer tiefer wühlt sich ja der ruhlose Geist des forschenden Menschen in die Wunder und Rätsel der Welt und des Lebens ein. Schon sind wenige der jüngsten Generation bereit, die für uns durch Jahrhunderte als meßbare Größen feststehenden Begriffe von Raum und Zeit ihres absoluten Charakters zu berauben, die Fragen nach der wirklichen Dauer eines Vorgangs, der tatsächlichen Länge und Gestalt eines Körpers als sinnlos abzutun, in einem Raum mit wechselnden Schwerkraftfeldern die Sätze der euklidischen Geometrie zu leugnen und die Zeit als vierte Dimension den drei bisher bekannten räumlichen Dimensionen einzuverleiben. Das Bild eines genialen Forschers gewinnt eben immer erst tatsächlichen Wert in seiner Zeichnung, wenn man ungefähr andeutet, wie die von ihm gegebene Anregung oder Perspektive sich entwickelte.

Als Helmholtz 1849 als Professor der Physiologie nach Königsberg ging, waren seine Erörterungen „Ueber die Erhaltung der Kraft“ immerhin schon Gegenstand lebhafter Diskussion geworden. Es war dann ein glücklicher Gedanke von ihm, größere gebildete Kreise in entsprechender volkstümlicher Darstellung mit diesem Teil seines Forschens und Schaffens und Uebernommenem vertraut zu machen. Das wohl in seinen Einzelheiten längst überholte Werk „Ueber die Wechselwirkungen der Naturkräfte“ nimmt man wohl noch heute gern in die Hand. Wer selbst Forscher ist, aber dabei universal genug gerichtet ist, in der allgemeinverständlicheren Mitteilung die ethische Seite seines Forschens schlechterdings zu sehen, der könnte sich so etwa als gelehriger Schüler Helmholtz' bezeichnen. Wobei aber wiederum gesagt sein muß, daß eine sich hermetisch der Außenwelt verschließende Wissenschaft manchmal doch um ein Körnchen dem vorzuziehen ist, was sich heutigentags allzueifrig „Popularisatoren“ leisten, die über jedes Kapitel ihrer Weisheit das Wörtchen „Dichtung und Wahrheit“ durchaus bewußt setzen könnten. Man erlebt sie nur allzu oft heute, diese apodiktische Schreib- und Vortragweise — Urzelle, Urfish, Urmolch, Galsaffe, Menschenaffe, Affenmensch, Vormensch, Mensch etwa — wer dies Evangelium nicht glaubt, schwanke dann etwa zwischen Wigotterie oder Torheit! Allein schon das Wörtchen „vermutlich“ so und so war es, würde hier schon genügen, um der exakten Forschung nicht vor den Kopf zu stoßen und um die tatsächlichen Hinter dem Mond Menschen nicht außer Fassung zu bringen. Man soll heute nicht nutzlos Nervenenergie verschwenden in dieser so wie so schon nervendefekten Zeit.

Den allzuwohl meinenden Volksaufklärern würde auch die Lektüre der in den Jahren 1865—1876 von Helmholtz erschienenen „Populärwissenschaftlichen Vorträge“ manches Lehrreiche bieten können. Erweitert sind diese 1903 unter dem Titel „Vorträge und Reden“ herausgekommen. Sechs Jahre hielt es Helmholtz in Königsberg. Aber es waren fruchtbare Jahre. Einmal, daß durch ihn die Lehre von den Farbenempfindungen und subjektiven Lichterscheinungen klaren Grundriß gewann, das andermal der genial geglückte Versuch einer neuen Entwicklungsphase der Psychologie, gestützt auf die Lehre von der räumlichen Anschauung durch den Gesichtssinn, wobei Kant, vielleicht auch Schopenhauer, befruchtend wirkten. 1856—1866 entsteht, veranlaßt durch diese Forschungsperspektive, das „Handbuch der physiologischen Optik“. Das Helmholtzsche Wirkungsfeld als Universitätslehrer war inzwischen Bonn und Heidelberg geworden.

Wenn wir in seiner „Lehre von den Tonempfindungen“ blättern, so gewinnen wir eine ungefähre Vorstellung von der überaus fleißig und genial durchgeführten Arbeit, gerade auf diesem Gebiet der Musik. Der Ohm'schen Vermutung, daß der Klang ein Gemisch von gleichzeitig bestehenden Empfindungen ist, wird beweisende Kraft verliehen. Daß je nach der verschiedenen Frequenz der das Ohr treffenden Luftschwingungen verschiedene Fasern des Gehörnervens besonders stark erregt werden, daß nach dem Müller'schen Prinzip der spezifischen Energien eine qualitative Verschiedenheit des Empfindens nur durch die zahlenmäßige Verschiedenheit der empfindenden Nerven-elemente bedingt ist, gelang Helmholtz dadurch zu zeigen, daß „in dem Spiralblatt der Schnecke, auf dem die Enden des Hörnervens ausgebreitet liegen, ein mit der Besaitung eines Klaviers vergleichbarer Resonanzapparat vorhanden ist, von dem bald diese, bald jene Teile stärker bewegt werden, je nach der Frequenz und Beschaffenheit der das Ohr treffenden Schwingungen. So wird es eben erklärlich, daß von verschieden gearteten Luftschwingungen verschiedene Gruppen von Gehörnervenfaseren in den Erregungszustand versetzt werden.“ Es ist einleuchtend, daß sich durch die Untersuchungen Helmholtz' auf dem Gebiete der Musik eine völlige Umwälzung vollzog. Den musikalischen Klängen ward ihr Grundton gegeben und die dazu gehörigen Overtöne, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die wissenschaftliche Harmonielehre wurde also allenthalben durch Helmholtz begründet.

Weiter sehen wir, daß den akustischen Untersuchungen sich reiche Versuchsreihen über das mechanische Wesen der Luftschwingungen angliedern. Allgemeine hydrodynamische Probleme finden eine analytische Lösung, die Theorie der Vokalklänge eine methodische Grundlage.

Schon frühzeitig hatten Helmholtz auf dem Gebiet der Anatomie nervenhistologische Fragen interessiert. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Nervenagens wird am Froschschenkel experimentell zu bestimmen gesucht, dem Zusammenhang von Nervenfasern und Nervenzellen wird ihre anatomische Grundlage gegeben. Hervorzuheben wären endlich ausgezeichnete Arbeiten der Elektrodynamik (Potentialgesetz), die zu einer äußerst fruchtbaren Diskussion zahlreicher Gelehrter vom Range eines Neumann, Böllner und Weber führten und Arbeiten über die Theorie der anormalen Dispersion oder über die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf chemische Vorgänge. So sehen wir eine außerordentlich wirkungsvolle, vielseitige und nachhaltige Forschungsarbeit vor uns, wofür die noch zu erwähnenden Werke der „Vorlesungen über theoretische Physik“ und der dreibändigen „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ ein bebildertes Zeugnis geben. Franzosen und Engländer haben die Werke allenthalben in Uebersetzungen herausgebracht. Dem Heidelberger Professor Königsberger verdanken wir eine ergiebige Helmholtzbiographie, die insbesondere auch aufzeigt, wie das Helmholtzsche Haus nicht nur ein Sammelpunkt der auferstehenden Geister der Wissenschaft war, sondern sich hier gleichwohl Künstler und Gelehrte zur gegenseitigen Anregung zusammen fanden. 1871 war Helmholtz abermals nach Berlin als Professor der Physik gegangen, um dann sieben Jahre später zum Präsidenten der physikalischen technischen Reichsanstalt in Charlottenburg ernannt zu werden. Ein halbes Dutzend Jahre war ihm noch hier zu wirken vergönnt.

Am 8. September 1894 nahm ihm der Tod, knapp dreißigjährig, die Feder aus der Hand. Einer der begabtesten und fruchtbarsten Forscher des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt war dahingegangen. Einer der Wenigen, die über alles Einzelwissen und Einzelwissen hinaus bis in die Tiefe der Sterne blickten und denen auch alles Forschen am Lebendigen selbst schlechterdings Wegbereiter zum Problem des Gesamt-Lebendigen ist.

Ludwig Marr / Der Weg zum Menschen Goethe.

Die Masse der Goetheliteratur ist fast unüberschaubar. Jedes Jahr bringt Neuererscheinungen biographischen, kritischen, erklärenden Inhalts. Wir sind bei Goethe wie bei keinem anderen Dichter orientiert nicht nur über die Entstehungszeit seiner Werke, sondern auch über die geringsten Verrichtungen seines Alltags. So wichtig nun auch diese Veröffentlichungen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sein mögen, so muß man sich doch davor hüten, über der Goetheliteratur Goethe selbst zu vernachlässigen. Der Goethefreund, der ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Interessen sich aus Goethes Lebensinhalte zu holen versucht, wird den Weg zu Goethe nur über Goethe selbst nehmen können. Ein Werk über Goethe tut's nicht allein. Denn es ist ja bekannt: gerade die besten Werke über Goethe setzen eine genaue Kenntnis des Dichters und Menschen voraus. Es ist vergebliches Bemühen, sich Gundolf zu erarbeiten, ohne sich vorher erst den „Wilhelm Meister“ erarbeitet zu haben.

Es ist ein Gebot der inneren Wahrheit, wenn heute ganz allgemein den Klassikern gegenüber die Forderung erhoben wird: „Zurück zu den Quellen!“ Soviel Kluges auch geistvolle Erklärer dem Goethefreund sagen mögen: Die Persönlichkeit, der Mensch Goethe in seinem unendlich reichen Umfang kann ihm nur aus Goethe selber klar werden. Es ist ein Goethescher Gedanke: Nur was umgestaltend auf unser Inneres wirkt, macht Epoche in unserem Leben. Erst wenn wir zu Goethe ein unmittelbares Verhältnis von Mensch zu Mensch gewonnen haben, wird er uns zum Erlebnis, zum tiefsten vielleicht neben dem göttlichen.

Und der Mensch Goethe ist heute moderner als je. Wir haben erlebt, daß sich die Seele weder durch Hurrarufe noch durch Barrikadenkämpfe befreien läßt. Ihre Gesetze sind heilig und bindend für alle Zeiten und alle Völker. Wohl läßt sich ihre Entwicklung beschleunigen, und sie wird beschleunigt in einer Zeit, wie der unrigen, wo dem denkenden und fühlenden Menschen fast nur noch als einzige Gewißheit bleibt: der Glaube an seine göttliche Seele. Aber auch dieser Glaube muß immer wieder von neuem errungen werden, damit wir ihn besitzen. Und hier kann uns Goethe Führer sein. Wer so wie er sein eigenes persönliches Menschsein bewußt erweitert hat zum Symbol reinen Menschentums überhaupt, wem das Leben nicht nur eine Gabe, sondern mehr noch eine Aufgabe bedeutet, wer den „wünschenswertesten Beruf“ darin erblickt, „edlen Seelen vorzuführen“, einem solchen Menschen dürfen wir uns anvertrauen. Und ge-

rade uns heutige, denen wahrlich jede Stunde das Lied singt: „Entbehren sollst du, sollst entbehren!“, kann der Mensch Goethe den Weg über bewußtes Entfagen zum inneren Reicherwerden führen. Wer Goethes innere Entwicklung in Weimar verfolgt, der steht eines Tages vor dem grandiosen Bild eines mitten im Glück freiwillig entsagenden und überwindenden Menschen, eines Mannes, der sich bindet, um sich zu befreien.

Aber es soll hier nicht über Goethe gesprochen werden. Es soll versucht werden, einen Weg zum Menschen Goethe zu zeigen, einen äußeren zwar, der aber doch den ernsthaft Suchenden den inneren Weg von selbst wird finden lassen.

Wenn wir einen Großen menschlich näher kennen lernen wollen, greifen wir gewöhnlich zu seinen Briefen. Der Brief ist ja das persönlichste Bekenntnis eines Menschen. Wir werden also auch bei Goethe mit den Briefen beginnen. Wir besitzen eine Auswahl Goethebriefe in der zweibändigen Ausgabe der „Bücher der Rufe“: „Alles um Liebe“ und „Vom tätigen Leben“. Diese Briefe sind von Ernst Hartung mit feinstem Verständnis zusammengestellt und mit einer Goetheliebe, die sich dem Leser bei der Lektüre unwillkürlich überträgt. Verbindender Text und Anmerkungen unterrichten über die äußeren Umstände. Die Fülle von innerer Schönheit, Güte und Lebensweisheit, die diese Briefe enthalten, werden den Leser von selbst schon zu andern Briefsammlungen greifen lassen. Es wird ihn veranlassen, gerade diejenigen Briefe kennen zu lernen, die Goethe im ersten Jahrzehnt seines Weimarer Aufenthalts an Charlotte von Stein geschrieben hat. Es sind Briefe der Liebe an jene Frau, die einen so tiefgehenden Einfluß auf den Menschen und Dichter ausgeübt hat. Briefe von und an die bekanntesten Frauengestalten um Goethe hat Gertrud Bäumer gesammelt und herausgegeben unter dem Titel „Goethes Freundinnen“, Leipzig 1919.

Voraussetzungs- und anspruchsvoller für den Leser ist der Schiller-Goethebriefwechsel, weil hier die beiden Großen, namentlich Schiller, manchmal im Tone philosophischer Abhandlungen in das Wesen ihrer Dichterpersönlichkeit einzudringen versuchen. Immerhin ist es auch hier menschlich höchst reizvoll zu lesen, wenn sich die beiden nicht nur über den „Wilhelm Meister“ und den „Wallenstein“ unterhalten, sondern sich auch einmal über den neuesten Weimarer Stadtklatsch lustig machen oder den „abscheulichsten Kräuterteel“ verwünschen, den Goethe zur Vertreibung eines Katarrhs schlucken muß.

Neben diesen Briefsammlungen geben uns Aufschluß über den Menschen Goethe die zahlreichen „Gespräche mit Goethe“, die von Zeitgenossen aufgezeichnet worden sind. Zu den bekanntesten und wertvollsten gehören „Eckermanns Gespräche mit Goethe“. Wenn auch Eckermann selbst ein geistig bescheidener Mensch gewesen ist, so hat er uns doch eine Menge von Aussprüchen des alten, abgeklärten Goethe überliefert, die in ihrer Reife und Weisheit jedem suchenden Menschen Nahrung geben können. Goethe ist sich hier selbst historisch geworden. Er besaß ja zu allen Zeiten seines Lebens die Gabe der Objektivierung, d. h. gewissermaßen aus sich selbst herauszutreten, um sich dann aus einer bestimmten Entfernung mit all seinen Fehlern und Vorzügen zu betrachten. Ohne diese Fähigkeit wäre es ihm nicht möglich gewesen, sein Leben so bewußt, einer Pyramide gleich, aufzubauen. Das wichtigste Zeugnis dieser Selbstbetrachtung ist natürlich „Dichtung und Wahrheit“, wo der Sechzigjährige die Geschichte seines Lebens bis zum Jahre 1775 gibt.

Das Prosawerk, in dem Goethe seine reifsten Ansichten über Welt und Menschen niedergelegt hat, ist der „Wilhelm Meister“. Diese Dichtung wird heute nur wenig mehr gelesen. Die meisten Leser fühlen sich gelangweilt, einmal durch eine gewisse Breite der Darstellung und dann durch den Stoff selbst. Diese Theatergeschichten, so sagen sie, haben für uns kein aktuelles Interesse mehr. Es mag zugegeben werden, daß der „Wilhelm Meister“ Abschnitte enthält, die den modernen Leser nur wenig fesseln. Aber dafür entschädigen doch auch wieder jene Stellen, in denen das Ewig-Menschliche seinen höchsten, klassischen Ausdruck findet. Und so wie der Theaterbesucher aus mancher älteren Oper erstaunt Melodien erklingen hört, die ihm schon längst vertraut sind, so findet der Leser im „Wilhelm Meister“ eine ganze Reihe von Worten und Sentenzen, die schon längst Allgemeingut geworden sind. Und auch da wird ihm sein Fingerglück noch viele neue Bausteine zu einer inneren Welt entdecken lassen. Gerade die vielgelästerten „Wanderjahre“ enthalten Kapitel, die für Goethes politische, soziale und religiöse Anschauungen von höchster Wichtigkeit sind. Goethe sagt selbst von ihnen: „... ich kann mich rühmen, daß keine Zeile drinnen steht, die nicht gefühlt oder gedeckt wäre.“ Beim Urteil über den „Wilhelm Meister“ sollte man auch das eine nicht vergessen: Goethe ist kein Unterhaltungsschriftsteller! Er hat nicht für das Publikum geschrieben, um ihm seine Langeweile zu vertreiben, Goethe schreibt, um sich selber innerlich zu befreien. Und da diese Selbstbefreiung einem Menschen galt, der in seinem Denken und Fühlen den weitesten Kreis alles Menschlichen umfaßte, so werden seine Selbstbekenntnisse immer wieder andere Menschen befreien, die in ihrem kleinen Kreise versuchen, bewußte Menschen zu werden. Der „Wilhelm Meister“ ist daher auch kein Roman in dem landläufigen Sinne des Wortes; er hat vom Roman nur die äußere Form, sein Inhalt ist die Geschichte eines Werdenden, der sich unter Menschen zum Menschen zu bilden versucht. Und noch eines wird gegen den „Wilhelm Meister“ als erschwerend geltend gemacht: Goethes „Geheimeratsstil“. Gewiß, seine spätere Prosa ist nicht „leicht“ zu lesen. Aber diese Schwere ist nicht Schwerfälligkeit, sondern (um einen Schillerschen Vergleich zu gebrauchen) die Schwere eines Fruchtbaumes im Herbst; sie verlangt in ihrer Gedankenfülle auch vom Leser eine gewisse Denkarbeit und setzt auch eine gewisse Denkreife voraus. Man sollte daher den „Wilhelm Meister“ nicht zu früh lesen. Wir begehen überhaupt bei manchen klassischen Werken den Fehler, daß wir sie zu früh lesen, in einem Alter, wo wir keine Erfahrung und daher auch kein

Urteil haben. Kein Wunder, wenn da bei manchem Zwanzigjährigen die Klassiker als „überwunden“ gelten! Und dann, man hat sie ja auch auf der Schule gelesen! Es ist eine so naive Ansicht mancher Leute, wenn sie meinen, Goethe und Schiller hätten nur zu dem Zweck geschrieben, daß unsere Primaner Aufsätze machen könnten. Man braucht nicht Hansjakob beizustimmen, wenn er sagt, daß derjenige die Klassiker nie gelesen habe, der sie nur auf der Schule gelesen hat, und wird doch zugeben müssen, daß der Schule für das Verständnis der Klassiker gewisse Grenzen gesetzt sind, Grenzen, die einmal in der Unzulänglichkeit des Primaners, manchmal allerdings auch in der Unzulänglichkeit der Lehrmethode ihren Grund haben. Die Schulbehandlung der Klassiker dürfte nur eine vorbereitende, aufmunternde sein, so daß man später mit Freude und erst mit vollem Genuß diese Dichtungen wieder lesen könnte. Gerade dem Kunstwerk gegenüber müßte der Lehrer etwas von der Goetheschen Ehrfurcht besitzen, die ihn vor einem allzu derben, unfeinsamen Zurfassen bewahrt.

Nun kann ja beim „Wilhelm Meister“ von einer (vielleicht auch so bequemen) „Schuld“ der Schule nicht gesprochen werden, weil er ja für eine Schullektüre nichts weniger als geeignet ist. Die Kenntnis dieses Werkes kann nur das Produkt persönlicher Erarbeitung sein. Man lasse sich nicht dadurch abschrecken, daß man ihn früher einmal angefangen hat, aber beim besten Willen nicht sonderlich weit gekommen ist. Das Buch bleibt das gleiche, aber wir selber ändern uns, entwickeln uns, so wir überhaupt lebendige Menschen sind. Und so kann es kommen, daß uns ein Buch eines Tages zum geistigen Führer wird, das uns noch vor wenigen Jahren verschlossen war, daß auch wir den „Wilhelm Meister“ vielleicht eines Tages mit ebenso hohem Genuß lesen werden, wie ihn ein sicherlich kritischer Kopf wie Schiller gelesen hat, der von ihm sagt: „Ich möchte ihn einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt“.

Es versteht sich von selbst, daß für das Erfassen des Menschen Goethe auch die Kenntnis des Dichters erforderlich ist. Ohne „Tasso“ und „Faust“ wäre das Bild vom Menschen Goethe nur unvollkommen. Die Scheidung in Mensch und Dichter ist ja eigentlich für den Klassiker ein Widerspruch: der klassische Dichter ist eine innere, organische Einheit, und Goethe ist die Verkörperung des stärksten Bundes, den je Mensch und Dichter geschlossen haben. Für Goethe war der Mensch, der Erlebende, das erste; der Künstler, der Gestaltende, das zweite; er wünscht, in der Erfüllung der Tagewerke, die ihm aufgetragen sind, es den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts größerem. Und ein Gott gab diesem so bewußt Lebenden und strebenden Menschen zu sagen, wie er leide. So sind seine Werke „Bruchstücke einer großen Konfession“, einer Beichte, in der der Dichter befreite und sühtete, was den Menschen gefesselt hatte.

Wir werden also gut daran tun, von Zeit zu Zeit auch diejenigen Werke wieder zu lesen, die uns schon lange vertraut sind, vom „Götter“ bis zum „Faust“, und wir werden erstaunt sein, was uns nach Kenntnis der Briefe und Gespräche, des „Wilhelm Meisters“ und „Dichtung und Wahrheit“ der Dichter Goethe auch vom Menschen Goethe zu sagen hat. Und wir hätten den Weg, den inneren Weg zum Menschen Goethe gefunden, wenn wir eines Tages mit Schiller sagen könnten (wenn er an Goethe schreibt): „Ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre.“

Zum Schluß sei noch auf den Bilderatlas von Franz Neuberger „Goethe und sein Kreis“ (F. F. Weber, Leipzig) hingewiesen, der ein sehr wertvolles Bildmaterial enthält.

F. W. Beck / S i n s h e i m a n d e r E l s e n z.

Bilder aus seiner Vergangenheit.

Er sollte eigentlich „Homo sinsheimensis“ und nicht „Homo heidelbergensis“ heißen: jener älteste, bis jetzt sicher bekannte Mensch, dessen tierisch plumper Unterkiefer mit dem schon durchaus menschlichen Gehir 1908 in den Sanden von Mauere gefunden wurde. Denn dieses Dorf ist Sinsheim, dem bescheidenen Amtstädtchen etwas näher gelegen als Heidelberg, dem „Aristokrat der deutschen Wissenschaft“. Aber ein Federstrich am hohen Stelle hat einst die Bezirksgrenzen anders gezogen. Und so konnte die stolze Zauberin am Neckarstrand ihren Namen auch mit dem ersten Morgengranen der Menschheitsgeschichte verknüpfen; dem unscheinbaren Achenbrödel an der Elsenz aber ist die Gelegenheit entgangen, den seinigen in alle Welt hinauszutragen.

Zimmerhin wissen wir jetzt, daß in der Gegend von Sinsheim schon eine Menschheitswiege stand, als der Odenwald sich erst zum Gebirge erhob und in der jetzt 312 Meter hohen Landwarte des Steinsbergs, eine Stunde südlich von Sinsheim, Hephaistos-Vulcanus, der göttliche Feuerschmied, noch eine

Esse hatte. Sie mag noch lange die Mammute, Pelznashörner, Renntiere und Neandertalmenschen des Eiszeitalters mit ihren Dampfwolken und ihrem Feuerschein ab und zu erschreckt haben. Um 8000-6000 v. Chr. dann, als schon der seßhafte Landbebauer der jüngeren Steinzeit den Mammut- und Renntierjäger verdrängt hatte, verraten auch Hügelgräber, Waffen aus geschliffenem Stein, Tonfcherben usw. die Anwesenheit des Menschen um Sinsheim herum. Sehr reichlich werden die Funde: Hügelgräber, Waffen, Werkzeuge und Schmuckgegenstände aus Eisen, Tongefäße, Glasperlen usw. in der viel späteren keltischen La Tene- oder Bronzezeit, die dem ersten vorchristlichen Jahrtausend ungefähr entspricht. Die Reste eines großen altrömischen Meierhofes und die zahlreichen fränkischen Reihengräber bei Sinsheim zeugen dann weiter dafür, daß auch nach dem Verschwinden der La Tene-Leute die sehr fruchtbare Gegend gut ausgenutzt wurde.

Sinsheim selbst ist eines der ältesten Glieder im Kranze der badischen Städte. Ein gewisser „Sunno“ hat früh erkannt,

daß dort gut wohnen sei, denn der Ort erscheint schon 770 in einer Pergamenturkunde des Klosters Vorsch als „Sunnonis villa“: Heim oder Stadt des Sunno. Sunnesheim oder Sunnesheim, wie der alte Name lautete, soll schon damals der Wohnsitz der Grafen des Kraichgau gewesen sein und Herzog Otto von Kärnten und seine Gemahlin Juditha bereits lange vor dem gefürchteten Jahre 1000 auf dem Michaelsberge bei Sunnesheim, — d. h. dem östlichen Hochufer der Elsenz — ein Kloster der regulierten Chorherren der Augustiner gegründet haben. Dieses soll sogar zur Gruft für mehrere Kaiser des fränkischen Hauses geworden sein. Das war die Ansicht auch des überaus verdienten Erforschers der Sinsheimer Geschichte und Vorgeschichte, des Dekans Karl Wilhelm (1787—1857). Aber diese Angaben späterer Chroniken werden jetzt stark bezweifelt. Sicher ist nur, daß 1099 adelige Benediktiner aus Siegburg bei Bau das Kloster auf dem Michaelsberge bezogen und es zur Abtei erhoben. Das Haupteigentum des Klosters war die Stadt Sunnesheim selbst, welche damals vier zehnthalb hufige Güter, drei Mahlmühlen, eine Lohmühle, eine Walkmühle, eine Delmühle, zwei öffentliche Kellern, eine Zehntsteuer, ein Schulhaus, eine Kapellanei, eine Pfarrkirche mit Pfarrhaus, sowie einen Hofplatz für den Hofmann des Klosters besaß. Bürgermeister, Schultheiß und die zwölf Richter des Rates waren echte Gubner des Klosters und mußten dem Abte einen Huldigungseid, wie einem Befehlsherrn, schwören. 1108 trat dann Abt und Konvent des Klosters die feste, mit Ringmauern und Tortürmen umgebene Stadt Sunnesheim mit dem Oberhoheitsrechte an Kaiser Heinrich V. ab und behielt sich nur Jagd, Fischerei, Mühlen, Zehnten und das Patronatsrecht der Pfarrei vor. Aber bei der ewigen Geldnot der mittelalterlichen Reichsoberhäupter sollten die guten Sinsheimer sich nicht allzulange des klangvollen Titels einer kaiserlichen Stadt erfreuen. Die alte deutsche Kaiserherrlichkeit, deren Uebel größtes immer die Schulden waren, sah sich im Verlaufe eines Jahrhunderts mehr als einmal genötigt, schnöden Mamon gegen Verpfändung der getreuen Stadt Sunnesheim aufzunehmen. Dieses ewige „Verkümmeln“ der kaiserlichen Grafenresidenz muß wirklich fatale Erinnerungen an den Scheffelschen Rodensteiner erwecken. „Wir woll'n ein Jahr lang lustig sein, — Und sollt's ein Dorf auch kosten!“ So wurde Sunnesheim schon 1220 an Hermann I. verpfändt, der sich 1218 nach dem Aussterben der Herzöge von Zähringen zuerst Markgraf von Baden genannt hat. Im Jahre 1215 wurde dann Sunnesheim samt dem Kloster um tausend Mark Silber „Köftinger Gewichts“ an die Markgrafen Friedrich II. und Rudolf IV. von Baden verpfändet. 1330 kam dann „Sinsheim, die Stadt und was darzu gehöret, besucht und unbesucht“ nebst einer Reihe anderer Städte, Burgen und Dörfer von Kaiser Ludwig IV. um 6000 Mark löthigen Silbers „Straßburger Gewyges“ durch Verpfändung an seine Nefsen Rudolf II. und Rupprecht I., Pfalzgrafen bei Rhein. Aus dem Jahre 1363 meldet ferner eine Urkunde, daß Rupprecht der Ältere, Pfalzgraf bei Rhein, kraft eines Freibriefes Kaiser Karls IV. die „Stete Sunnesheim und Mosebach recht und redlichen gelohnt habe für Runtusend gulden“. Damit waren die Sinsheimer kraft Brief und Siegel nunmehr zunächst kurpfälzisch geworden. Von den Binnen und dem hohen Bergfried der mächtigen Steinsburg sah von jetzt ab ein Vogt des Pfalzgrafen auf das beherrschte Elsenzstädtchen hin. Die Oberherrlichkeit der „fröhlichen“ Pfalz sollte aber schon 1416, abermals durch Verpfändung, wieder unterbrochen werden. Die Sinsheimer, welche offenbar, wie man im heutigen Oberdeutsch sagen würde, zu den „viel gefragten Städtewerten“ gehörten und wie Bergwerksaktien und Bankanteilscheine gehandelt wurden, kamen diesmal auf einige Zeit an Konrad von Weinsberg.

Im Jahre 1462, als das jedem Schüler bekannte händelsüchtige Aleeblatt: Ulrich von Württemberg, Karl von Baden und der Bischof von Metz sengend und brennend dem „Pfälzer Friß“ in das Land fielen, mußten sich die Mauern Sinsheims der Ehre der Jungfernschaft berauben lassen. Feindliches Kriegsvolk drang ein und Stadtkirche wie Abtei gingen in Flammen auf. Abermals in große Bedrängnis kamen die Bürger, als 1525 der große Bauernkrieg im Kraichgau losbrach. In dem wütenden Bauernheer war der Expparrer Adam Eisenhut von Eppingen der leitende Kopf der ihm dafür auch dann später auf Befehl des Kurfürsten vor die Füße gelegt wurde. In Sinsheim öffnete man die Tore freiwillig und die Bürger konnten sich von der Zerstörung loskaufen. Nur den verhakten alten Hühneressern im reichen Klosterstift wurde der rote Hahn aufs Dach gesetzt. Bald schlugen auch die Feuerkarben aus der nahen Steinsburg, die „sonsten der Compas auf den Kraichgau genannt wird“, wie es in einer zeitgenössischen Chronik heißt.

Auch der dreißigjährige Krieg war eine Zeit der schweren Not für Sinsheim. Der Graf von Mansfeld, Markgraf Friedrich von Baden, die Bayern, Schweden, Franzosen,

hausten abwechselnd in der Stadt. Furchtbares hatten die Bewohner der Gegend nach Dekan Wilhelm, dem „Vater der Geschichte“ für Sinsheim, auszuhalten. Mag auch die engste Phantasie der vor endlosem Hunger und Kriegsschrecken halb wahnsinnig gewordenen Bevölkerung manches Einzelvorkommnis ungehörlich verallgemeinert haben, so bleibt doch noch genug übrig, um im Vergleich zu jener schon durch Verkehrslosigkeit hilflosen Zeit selbst den berüchtigten Nubienwinter 1916/17 als den reinsten Paradiesestraum erscheinen zu lassen. 1636 und 1637 herrschte in der Pfalz eine furchtbare Hungernot. Tote wurden aus den Gräbern gestohlen und aufgezehrt; ja Mütter schlachteten selbst die eigenen Kinder, salzten sie ein und aßen sie auf. Es schien noch erträglich, wenn man sich von Gras, Kraut, Wurzeln, dürren und grünen Baumblättern ernähren konnte. Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, Frösche wurden gegessen. Die Hungernden ermordeten selbst einander und verzehrten die Leichen. Die Gottesäcker wurden durchsucht, Galgen und Rad wurden erstiegen und die Toten zur Speise hinweggenommen. Der Bruder verzehrte die tote Schwester, die Tochter ihre entseelte Mutter. Auch in Sinsheim starb der Pfarer Ziegler aus Mangel an Nahrung und der Stiftsforstknecht Wolf Strichholt verhungerte samt seinem Weibe.

Der westfälische Friede gab dem reichen Klosterstift den Gnadenstoß. Es wurde in der Folge zu einem großen Meierhof umgebaut und ist im 19. Jahrhundert eine Knabenrettungsanstalt geworden. Von der prächtigen romanischen Klosterkirche steht nur noch der Turm und das Langhaus. Wo in diesem einst kunstvoll geschnitten Kirchenbänke fromme Beter trugen, da stehen jetzt gefüllte Fruchtstöße, und der Wind streicht durch die zerstörten Fenster.

Im Reichskriege gegen Frankreich geriet dann Sinsheim, das durch die Wirren des 30jährigen Krieges halb zerstört und ganz verheert worden war, 1674 abermals in einen kriegerischen Wirbelsturm. In und bei der Stadt kam es zur Schlacht zwischen Deutschen und Franzosen, den beiden Nachbarvölkern, die seit der Reichsteilung von Verdun dazu verdammt erschienen, sich die Schädel zu zerspalten in unnütz toller Wut und endloser Wiederholung. Der Zusammenstoß endete mit dem unbehelligten Rückzug der an Zahl weit unterlegenen Kaiserlichen nach Heidelberg. Im 37. Schweinslederfolianten, erschienen 1743, von Joh. Heinrich Zedlers „Universallexikon aller Wissenschaften und Künste“ findet sich eine alte, ausführliche Beschreibung dieses Treffens, von der hier einiges wiedergegeben sei. Die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen stellten sich am 16. Juni 1674 „auf einem Berge Sinsheim gegenüber — d. h. auf dem rechten Hochufer der Elsenz, auf welchem das Kloster lag — den Franzosen unter Turenne. Als der französische Marschall den Feind gewahrte, ließ er „Sinsheim vor seinen Augen wegnehmen und seine Völker über die Brücke marschieren um die kaiserlichen anzugreifen, weil er besorgte, wenn er länger verzüge, es möchten die Chur-Brandenburgischen und Sächsische Völker, welche im Anmarsche waren, näher kommen und also den Sieg streitig machen. Ohne achtet sich nun der Herzog sehr tapfer erzeigte, so mußte er doch, weil ihm die Franzosen weit überlegen, mit Verlust von 500—600 Mann zurückziehen. Doch sollen die Franzosen hierbey das meiste Volk verloren haben, indem sie nicht nur einen General-Lieutenant von St. Arbre, 2 Brigadiers von den Reitern, und über 180 andere Offiziers eingebüßt haben.“ Diese eigentlich unentschiedene Schlacht war der letzte Sieg, dessen sich der berühmte Turenne noch erfreuen konnte, denn schon im nächsten Jahre wurde ihm in Sasbach bei Achern jener Denkstein gesetzt, der in einem seltsamen Deutsch der Nachwelt vermeldet: „Hier ist Turenne's vertoetet worden.“

Schlimmers widerfuhr Sinsheim, als 1689 der weltberühmte Lieutenant-Général Comte de Melac in der unglücklichen Kurpfalz nach der Losung versuhr: „Brulez le Palatinat!“ Unerbeterer Franzosenbesuch kam von dem nahen Heidelberg herüber und am 8. August 1689 stieg der Rauch des angezündeten Sinsheim zur höheren Ehre des Versailler Sonnenkönigs und seiner pfälzischen Erbanprüche zum Himmel empor. Wie damals in Heidelberg der herrliche Renaissancebau des bekannten „Gasthauses zum Ritter“ von den Flammen verschont blieb, so zeugt auch in Sinsheim noch ein wirklich schönes Fachwerkgiebelhaus von dem Kunstgeschmack in der früheren mittelalterlichen Stadt. Es liegt in der heutigen Bahnhofstraße und gehört seit langen Jahren der Familie des Blechnernmeisters Hoffmann. In den „Kunstdenkmälern Badens“, herausgegeben vom badischen Kultus- und Unterrichtsministerium, hat es seine bildliche Verewigung gefunden.

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Des Lebens ungemischte Freude sollte den Kurpfälzern auch dann nicht zu teil werden, als Sinsheim und die anderen Flecken und Dörfer wieder aus Schutt und Asche erstanden waren. Drei Religionsparteien rissen sich jetzt um den echten Ring: die an Zahl weit über-

wiegenden Reformierten, die Lutheraner und die Katholiken. Im 18. Jahrhundert, unter den letzten 3 Kurfürsten, herrschten die Jesuiten im Lande und das Gerause um die Religionskassen begann. Die von ihrer Macht über herabgestürzten Calvinianer mußten ihre Kirchen, Spitäler und Einkünfte der katholischen und lutherischen Minderheit als „Simulaneum“ überlassen. Die Jesuiten begannen eine Heßjagd gegen den längst eingebürgerten Heidelberger Katechismus, der die Messe eine „vermaledeute Abgötterei“ nannte. Die unterlegenen Reformierten mußten bei der Fronleichnamspredigt Gras und Mais streuen, im Gewehr stehen und niederknien vor der Monstranz. Man schnappte ihnen die Waisen hinweg, zwang ihnen katholische Kindererziehung auf und drängte sie aus den Almosenverwaltungen hinaus. Selbst die Lutheraner heßte die kurfürstliche Regierung wider die Reformierten auf und gab ihnen eigene Schulen und Almosenverwaltungen. Allerdings war schon frühe, unter dem Repressionsdrucke des neugeschaffenen preussischen Königreiches, ein zeitweiser Waffenstillstand zustande gekommen. Die kurpfälzische „Religionsdeklaration“ von 1706 gab den Reformierten einen Teil ihrer Einkünfte zurück und ließ zunächst die Lutheraner als die geprellten Prügelknaben erscheinen.

Jene kurpfälzische „Religionsdeklaration“ veränderte auch das Innere der Sinsheimer Stadtkirche. Jeder Besucher Heidelbergs kennt die altberühmte Heiliggeistkirche, in der seit jener Zeit eine Scheidemauer zwischen Chor und Schiff verhindert, daß katholische und protestantische Gebete sich störend mit einander mischen. Die Heidelberger Scheidemauer sollte nunmehr auch in Sinsheim kopiert werden. Die vier Salomos der „Religions-Exekutionskommission“ setzten den 15. Mai 1717 als den „Terminus immissionis“ fest. Mit der im Zeitalter der Allongeperrücken und des spanischen Erbfolgekrieges üblichen Geschwindigkeit kam man dazu, die Sammelsteller für die zu errichtende Mauer im Dezember 1712 aufzustellen. Aber mit den unheimlichen kurpfälzischen Jesuitenmächten war immer noch kein ewiger Bund zu flechten. Die Katholiken wollten plötzlich die Scheidemauer um einige Schuh weiter in das Schiff hinein, und sie mußten diesmal durchzuhalten. 1715 brachen endlich die zermürbten Nerven der Anhänger Calvin's erschöpft zusammen. Die Papisten triumphierten um volle 9/16 Schuh, welche die Scheidemauer nunmehr vertragsmäßig weiter in das kalvinistische Langhaus hineingerückt wurde.

Auch das 18. Jahrhundert brachte für die Sinsheimer noch viel an Truppenburchzügen, Krankheiten, Viehseuchen, Ueberschwemmungen, guten und schlechten Jahren und dergleichen

Wechselfällen des Weltenlaufes. Doch hob sich unter der langen Regierung Karl Theodor's (1742—1799) Handel, Wandel und Wohlstand im Orte. Zwar verfielen die alten Stadtmauern allmählich, aber die ersten Landstraßen im modernen Stile wurden dafür angelegt. Mit Wohlgefallen ruhten 1797 die Sonnenaugen des großen Goethe auf dem „nach der Landesart heiteren Landstädtchen“. Man merkt freilich aus seinem Reiseberichte, daß die ehemalige Gaugrafenresidenz an der Elsenz nur dem höchsten Verwaltungsbeamten des Fürstentums Weimar, nicht aber dem Dichter etwas zu sagen hatte. Das Pflaster ist gut angelegt, wenn auch nach dem Kriege nicht mehr repariert worden. Mehr noch als in dem „sehr reinlichen Redargemünd“ sind Mist und Gassentot an die Häuser angebrückt. „Der Hauptweg in der Mitte, die Gassen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzuängstliche Polizei gequält, und wenn er den Urat sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden. Das Publikum aber ist auf der Straße wenig oder gar nicht incommodiert. Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Ackerbau, und die Stallfütterung ist hier allgemein“. Die Gemeinde hat das Recht tausend Schafe zu unterhalten, welche durch Pachtvertrag auf einer Anzahl Wiesen überwintern dürfen. „Die Schafe werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf, die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat“. Durch Goethe erfahren wir auch noch, daß damals in Sinsheim ein Klasten Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch, und die Scheite 4 Fuß lang, in's Haus 18 Gulden kostete, das Pfund Butter 30 Kreuzer; in Heidelberg aber 48 Kreuzer.

Abermals wurden die Sinsheimer in den Kriegstrübel hineingezogen, als Oesterreich 1799 an Frankreich den Krieg erklärte. Allerdings wurden die Kaiserlichen zunächst von den Neufranken bei Sinsheim bis an die Enz und den Neckar zurückgedrängt. Am 2. Dezember 1799 aber entrißen die Oesterreicher wieder den siegreich gewesenen Franzosen ihre Stellungen in der Stadt und den nahen Dörfern. So konnten die guten Sinsheimer ihren Silvesterschoppen zur Einweihung des neuen Jahrhunderts wieder als getreue kurpfälzische Untertanen trinken. 1805 kam dann die Stadt an das neu errichtete Großherzogtum Baden, in dessen liebevoller Umarmung es bis zum Ausbruche des Weltkrieges jedenfalls die ruhigsten Tage im Verlaufe einer mehr als elshundertjährigen Geschichte erlebt hat.

W. G. Detering / Badische Bücherschau.

Nr. 31.

An Umfang oder Anzahl der Werke wird unser diesmaliger Ueberblick hinter seinen Vorläufer zurückgehen. Es ist Sommerzeit und Dürre, vielleicht weniger auf dem Büchermarkt als in der Aufmerksamkeit des Berichters. Er lag in der heißen Zeit lieber dösend im Schatten eines blätterreichen Baumes oder schleppte gegen Abend fleißig die Gießkannen auf die trockenen Gartenbeete, als daß er seine Nase in bedruckte Blätter steckte um zu prüfen, was da alles Badisches abgelegt ist. Aber bei dem Wenigen, das er etwa in stillen Morgenstunden gelesen hat, war ein Buch, das viele andere an innerem Gewicht überwiegt und das sich verlohnt, mehr als einmal genossen zu werden. Es ist von Fritz Berger, heißt Unseres Herrgotts Versuchskinder und ist in Berlin im Dom-Verlag erschienen, den wahrscheinlich unser Landsmann Gustav Manz beraten hat. Denn so erkläre ich mir, daß das Buch in Preußen hat Unterschluß finden müssen, was meinem badischen Lokalpatriotismus aufrichtig leid tut. Da hält es schon eher nach Württemberg gepaßt, von wo sie doch immer die Angel nach uns auswerfen, aber ich glaube, wir heißen nicht so schnell an. Fritz Berger ist ein neuer Mann, er lebt als Professor in Freiburg und ist also mal wieder nicht bei uns entdeckt worden. Das heißt, alles was recht ist, mir hat er keine Gelegenheit zum Entdecken gegeben. Seine Novelle „Der Kalbsbraten“ im Schwäbischen Bund 1920 und in den „Dorfgeschichten“, die Mißenharter herausgegeben hat (zu denen jetzt als Gegenstück ein unterhaltbarer Band „Kleinstadtgeschichten“ bei Strecker & Schröder erschienen ist), war seine erste Erzählung, die allerdings als ganz prächtig gestaltete Charakterstudie Eindruck machte. Dann las man im Februar 1921 in Belhagen und Klafings Monatsheften eine nachdenkliche freimütige und mit großer Feinheit erzählte Novelle „Von gelassenen Farrer“ und nun kommt als Nummer Drei das oben genannte Buch. Bei dem Titel kann man sich allerdings denken und das soll man auch. Unseres Herrgotts Versuchskinder müssen wohl eine besondere Sorte von Menschen

sein, von anderem Maß und Schicksal als die gewöhnlichen Sterblichen. Das sind sie in der Tat, aber es man sich nicht in das schön und groß gedruckte Buch ein Stück hineingelesen hat, wird man kaum merken, auf wen und was es hinaus geht. Der Held der Geschichte ist Herzog Ulrich von Württemberg, den Gault im „Lichtenstein“ in schönend romantische Beleuchtung gerückt hat. Aber mit diesem hat Bergers Kraftgestalt wenig gemeinsam. Dagegen berührt sie sich in vielen Punkten, vor allem aber in der Stärke der Erfassung des Leiblichen und geistigen Ausmaßes dieser Persönlichkeit mit Hermann Burte, der aus ihm in seinem Herzog U. ein wichtiges und in Klangvoller Versprache einher wanderndes Drama geschaffen hat. Ein Vergleich zwischen den beiden Werken dieser zeitgenössischen badischen Dichter, von denen Burte an Jahren der jüngere ist, ist von grundlegender Wichtigkeit, weil er klar aufzeigt, wie dramatische und wie epische Kunst dieselben Vorgänge, ja dieselben Episoden mit ihren Mitteln behandeln. Berger bleibt stets Erzähler von vollkommener äußerer Ruhe, starker Geladenheit, innerer Ausspannung und bewusster Führung der Handlung mit kunstvollem An- und Abschwelgen des Tempos und des Grades. Gerade da wo Burte als rückwärtsloser Dramatiker die grauigsten Vorgänge auf die Szene bringt (z. B. im letzten Akt) und dadurch dem Zuschauer zuviel zumutet, weiß Berger durch den episch gehaltenen und im Urteil des Erzählers schon gefärbten Bericht über die Gefahr des Krassen hinweg zu kommen. Außer in der Kunstform, deren Gesetze jedem der beiden Dichter ihren Zwang auferlegen, weichen sie in der Auffassung ihres Helden von einander ab. Zwar sind sie einig in der Bewunderung der Größe und elementaren Naturhaftigkeit des vulkanisch-leidenschaftlichen U. Aber während Burte in seiner bekannten übermenschlich-königlichen Gesinnung nun aus Ulrich einen Fürsten von vorbildlicher Prägung macht, während er seine Fehler umbiegt oder adelt, während er den Herzog eine innerliche Umwandlung, eine Reifung und Väterung erleben läßt und so unsere Sympathie ihm ganz zufließt (bis er sie im letzten Akt auf eine zu harte Probe stellt), steht

Berger ihn historisch kühler, unprogrammatisch, psychologisch bedingter, gerader und eben deshalb epischer. Historisch getreuer ist wohl auch seine Stellung zur Herzogin Sabine, die vor ihrem wilden Gemahl wieder ins Heimatland Bayern zurückflieht, und zu Brigitta von Hutten, dem Gegenstand von Ulrichs heißem Verlangen. Burte stellt, thematisch wie im Wiltseber und Simson, seinen Helden zwischen die beiden Frauengestalten und läßt ihn an der reifen und edelgerateten Ursula in die Höhe wachsen. Bei Berger aber vernichtet das rasende zügellose und gewitterhafte Triebwesen Ulrichs das Glück beider Frauen, die sich beide von ihm wenden. Sabine verwindet nach Jahren ihr Leid, ja sie sieht Ulrichs Vergehen zuletzt mit der milden Liebe des versiehenden Weibes, deren Herz dem Helden verbleibt. — Berger hat ein technisch ganz einfaches aber doch schwer zu handhabendes Mittel gefunden, seine zwei Hauptgestalten ins rechte Licht zu rücken. Er beleuchtet sie abwechselnd aus zwei Scheinwerfern, d. h. er läßt einen Mann und eine Frau, die in vertrauter Nähe des Herzogs und der Herzogin von Württemberg gelebt haben, ihre Erfahrungen und Eindrücke in bewegter Stunde einem Dritten erzählen, dem gelehrten Aventinus, dem Geschichtsschreiber des Bayernlandes. Das Mittel wäre primitiv, wenn Berger es nicht verstände, die zwei Erzählenden selber wieder zu individualisieren, ihre Geschehnisse mit denen der Hauptgestalten, gewissermaßen im Reflex, zu verquickeln und aus ihren Erfahrungen eine eigene Entwicklung und Umwandlung heraus zu schälen. So lenkt sich das Interesse sowohl auf die Berichtenden wie auf den Inhalt des Berichts und empfängt, was ihm an Humor mitgegeben ist, aus der Charakterisierung dieser trefflich gelungenen Nebenfiguren und einigen beschreibenden Einzelheiten. Man merkt dem ganzen Buch an, daß sein Verfasser ein reifer Mann ist, der das Leben versteht, der seine Schönheit liebt, auch wo sie wild und urhaft ist, und der mit seinen künstlerischen Mitteln flug hauszubalten versteht. Das Ergebnis ist eine historische Novelle von so großer Vollkommenheit, daß man sie unbedenklich neben Emil Strauß stellen darf, an dessen „Nackten Mann“ ich in diesem Augenblick denke.

In einigem Abstand davon reihe ich den historischen Bodenseeroman Der Herr der Reichen-Au von Walter Burk ein, dessen Vogt von Hornberg unsere Leser wohl kennen. (Stredker & Schröder, Stuttgart, 12 Mk.). Das Buch ist eine achtbare Leistung u. gibt ein gutes Bild aus der Zeit des Verfalls der römischen Kultur im Kloster zu Reichenau. Es stützt sich auf Geschichtsquellen wie Gallus Deheim, Stumpfs Schweizerchronik u. dergl. Die Hauptgestalt ist Eberhardt von Brandis, der von 1342—79 als Abt wirkte. Historisch ist sein unehelicher Sohn Fried, der Besuch Karls IV. auf der Insel im Jahr 1352, die Fehde zwischen Konstanz und Reichenau gegen Probst Mangold, die Fastnacht zu Zürich 1368 usw. Mit Geschick gruppiert Burk diese Ereignisse zu einem organischen Bild und einer fesselnden Handlung. Ein guter Einfall war es, den Vogt Poppele von Hohenkrähen als heitere Figur einzuführen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Scheffels Spazzo zeigt. Gut sind auch die bodenständigen Worte und Wendungen. Die Buntheit der Handlung mit Mädchenraub, Judenverfolgung, Mord und Blendung, die Episoden wie die Weiskler-Prozession usw. verleihen dem Buch Farbe und Leben und geben ein anschauliches Bild aus jener Zeit, so daß man es nicht ohne Gewinn liest. — Fast in dieselbe Periode, etwas früher im 14. Jahrhundert, führt uns ein anderer Bodenseeroman, nämlich Suso von Ludwig Diehl (Stuttgart, Stredker & Schröder, 18 Mk.). Neben dem handfesteren Werk von Burk wirkt er feiner, seelischer und mehr auf's Gedankliche gestellt als auf bewegte Szenen. Held ist der feine und mildeste der Mystiker, der sinnlich-sinnige Heinrich Seuse oder Suso, der sich so nach seiner Mutter nannte. Ueberlingen ist sein Geburtsort, ein hegauer Mitter sein Vater und das Inselkloster zu Konstanz lange Jahre der Ort seines Wirkens und seiner Innerlichkeit. Die Mystik des Romans, zwar ohne falsche Schwärmerie gesehen, kommt den hinterförmigen Bestrebungen unserer Tage entgegen, so daß er schon aus diesem Grund seine Leser finden wird. Natürlich geht er von gründlicher Kenntnis des Stoffes aus, ob er nun das Aenkerliche Susos beschreibt (etwa den in die Brust genarbteten Namen Jesus) oder seine Natursymbole sich vor uns an Beispielen entfalten läßt oder Episoden aus seinem bunten und abenteuerlichen Leben vorbringt, das Susos Freundin, die Nonne Elisabeth Stigel aus einem Züricher Geschlecht nach seinem Bericht niedergeschrieben hat. — Als historischer Roman, wenn er auch erst jüngste Vergangenheit behandelt, darf des Florzhelmers Verthold Sutter, Der sterbende Krieg angesprochen werden (Leipzig, Wils. Grunow; 18 Mk.). Er bringt eigene Erinnerungen und Erlebnisse an der polnischen Front in den Jahren 1917 und 1918 bis zum Einsetzen der Revolution und baut sie geschickt um eine Romanhandlung, in deren Mittelpunkt die Liebe eines deutschen Offiziers zu einer Polin und deren Ueberwindung steht. Ein vaterländischer Zug

geht durch die fesselnd geschriebene Erzählung, die zeitdokumentarischen Wert besitzt. — Im Rahmen einer erbauenden Geschichte, die in Badenweiler lokalisiert ist, trägt Margaretha Spörlin die Lebensgeschichte Jung-Stillings vor und zwar gekürzt nach Jung-Stillings berühmter Jugendgeschichte, nach seinem Buch Häusliches Leben usw. Stilling war 1803 in Heidelberg, kam 1806 auf Einladung des Großherzogs Karl Friedrich nach Karlsruhe, wo er 1817 nach einem segensreichen und frommen Leben starb. Der Karlsruher Aufenthalt ist in dem Spörlinschen Buch (Stuttgart, Steintopf; 11 Mk.) etwas kurz behandelt. — Adolf Bartels, der Literaturhistoriker, der sich selber gern zitiert, und berühmte Judenfreier (seine Zusammenstellung der neuesten Literatur liefert wieder Dutzende von Beispielen für seine Voreingenommenheit, die unmoralisch oder pathologisch ist) hat sich das leichte Vergnügen gemacht, Scheffels Novellen und Episteln herauszugeben (Leipzig, Voigtländer; 22 Mk.), der Band enthält Eugideo, Juniporus, Toblino, die Episteln und Reisebriefe, ist ganz hübsch und unterhaltend, hätte aber eine stärkere Daseinsberechtigung nur, wenn er billiger wäre. Scheffels Trompeter ist jetzt auch schulfreig geworden und wird von erklärungsfrüchtigen Schulmeistern mit Anmerkungen, Fußnoten und Erläuterungen versehen, die das Verständnis heben sollen. Der Trompeter hat es bisher ohne solche Krücken und Felsbrücken zu hohen Auflagen gebracht und kommt nun hoffentlich nicht in den Ruf eines schwerverständlichen Epos und dadurch um seine Volkstümlichkeit. Die Anmerkungen von Prof. Alfons Egen und Studienrat Dr. H. Wiebel (Münster i. W.; Aschendorff; 5 Mk.) leisten das Mögliche, um den Genuß zu verfeinern, sie sind im ältesten Stil gehalten und kommentieren (Ed. Engel „Entwelschung“ überseht kommentieren u. a. mit erklären, Senf dazu geben, Befehle) z. B. Zippertein = Podagra; Plüm = Troja; Mensur = studentischer Zweikampf; dieneil = weil; stund = stand; usw. Berechtigt sind doch schließlich nur kurze Ausführungen zu Eigennamen wie Chlodwig, Zulpich, Fridolin u. dergl. — Dies hat Dr. Ernst Müller eingesehen, dessen Ausgabe mit Fußnoten Maß zu halten versteht und nicht darauf angelegt ist, das Denken auszuschalten; dafür ist sie auch etwas teurer (8.40 Mk.; Leipzig; G. Freytag).

Aus einem negativen Grund möchte ich Waldemar Dehles Deutsche Literatur seit Goethes Tode (711 Seiten, 72 Mk.; Halle, Niemeyer) hier anführen, weil sie nämlich unsere badischen Dichter kaum oder garnicht kennt; Albert Geiger, Gött und Burte sind z. B. überhaupt nicht erwähnt; dagegen hat der im Feld gefallene Heinz Schnabel Aufnahme gefunden, der Dichter von „Die Wiederkehr“, der aber im Register mit Joh. G. Schnabel (Felsenburg) zusammengeworfen wird. — Dies erinnert mich an des schon erwähnten Vollblut-Teutonen Adolf Bartels Geschichte der deutschen Literatur, Ausgabe in 1 Band (Braunschweig, Westermann), der Albert Geiger in zwei Zeilen abtut und der es fertig bringt, bei Hermann Hesse zu schreiben: „dem man auch etwas Judenblut zutraut“; oder bei Emil Strauß: „der vielleicht teilweise jüdischer Herkunft ist.“ Was ist das für eine tiefstehende Moral, die es sich erlaubt, eine unbewiesene Behauptung zu verbreiten, die den Betroffenen herabsetzen und schädigen soll, also Ehrabschneidung und Verläumdung zu treiben mit „vielleicht“ und „teilweise“ und „zutraut“! Sachlich Treffendes sagt er über keinen dieser beiden. Dagegen führt er die „Kreuzungen“ von Emil Strauß als „Wandlungen“ an und den „Engelwirt“ erwähnt er überhaupt nicht. Bei Emil Gött schreibt er zweimal Fortunatas List (statt Wis), womit er beweist, daß er das Stück garnicht kennt. Deshalb bezeichnet er es auch als „modernes Problemdrama“, womit gar nichts gesagt ist, wenn man nicht angeben kann, was für ein Problem es behandelt. — Das großstädtische, entwurzelte und dekadente Judentum hat gewiß in unserer Literatur wie auch sonst viel Unheil angerichtet. Aber damit hat die vornehme, mannhafte und reine Persönlichkeit eines Emil Strauß, eines so stark und echt süddeutschen, schwäbisch-alemannischen Dichters auch nicht einen Deut zu tun. Und so wie er werden auch andere völlig zu Unrecht von den Bartelsleuten angepöbelt.

Alfred M o m b e r t verleugnet sein Judentum keineswegs. Seine Gesichte und Offenbarungen haben etwas Alttestamentliches, etwas Apokalyptisches und strömen aus einem davon determinierten Blut. Neben den mystischen Gedichten, deren Größe und Gewalt etwas Erhabenes hat, gelingt ihm manchmal ein schlichtes, geheimnisvoll schönes Volkslied, das im „Wunderhorn“ stehen könnte. Sein Gedichtwerk mit dem charakteristischen Titel „Der Glühende“ gibt einen guten Begriff seiner eigenwüchsigen Art (Leipzig, Insel-Verlag).

Max R e n t w i c h hat den lobenswerten Gedanken gehabt, einen Führer durchs Neckartal von den Duellen bei Schwennigen bis zur Mündung in Mannheim zu schreiben, also nicht bloß das übliche romantische Stück zwischen Heilbronn und Heidelberg; Alt-Heidelberg und das Neckartal heißt es (Heidelberg, J. Hörning; 9.60 Mk.). Der Verfasser

ist gebürtiger Schlesiener; mit den Augen des begeisterten Naturfreundes sieht der auf munter erzählter Wanderung all die Schönheiten, und gerne folgt man seinen verlockenden Ausführungen die er in gefälligem Plauderton vorträgt und durch hübsche Bilder ergänzt. — Der neue Führer durch Karlsruhe (C. F. Müllersche Hofbuchhandlung, Karlsruhe), ist von Hans Wolfgang Behm verfaßt, der einen etwas blumenreichen Stil schreibt. Da die früheren amtlichen Führer

vergriffen sind, ist dieser ein Bedürfnis. Ein paar Kleinigkeiten stimmen nicht und bedürfen der Berichtigung. Die Landesbibliothek z. B. ist nicht bloß Montag und Freitag geöffnet, sondern die ganze Woche; in Dettingen wurde kein „Lichtenstein“ gespielt, sondern in Diettingen. Sonst gefallen mir die Abschnitte am besten, die aus meinem Führer übernommen sind. Druck und Bildermaterial sind vortrefflich geraten und machen den Führer zu einem schmucken Bändchen.

Josef Eberle / Eine ergötzliche Ehestandshistorie!

Wohlachtbarer Leser! Bist Du schon gereifteren Sinnes und hebst Dein Herz über den Torheiten der sündhaften Welt? — Denn diese unfrome Historie soll nur solchen zwischen die Finger geraten, so den bekannten Jährlein längst auf den breiten Rücken schieben können. Jüngere möchten allzuleicht darin eine Anleitung sehen, wie es zu machen sei. Oder aber es möchte ihnen dermaßen der sattfam bekannte Schreck vor'm heiligen Ehestand in's dürre Gebein klappern, daß sie, die Toren, in unüberlegter Voreiligkeit auf dessen 15 schöne Freuden Verzicht täten. Beides wäre mir um meiner armen Seele Heil willen nicht nach Wunsch, und könnte ich einstmals auch nicht verantworten.

Ein bedachtamer Leser jedoch — wir hoffen, Du leistest so einer — wird der Fabul schon auf den ersten Blick ihr patriarchalisches Alter, nicht minder ihre Lügenhaftigkeit, ansehen. Und so er nicht gerade ein brummiger Hagestolz (oder ein spitziges Altjüngferlein!) ist, lacht er der Historie und denkt: Gottlob! die Welt ist heutzutage doch anders. Die Dinge haben sich überlebt! —

War da einmal Einer, hieß Blasius Reck (daß er seines Zeichens Bartscherer gewesen, wissen wir nicht für wahrhaftig zu berichten), der hätt' ganz seltsame Mucken im Kopf. Exemplarweis war's ihm nur wohl, so er recht große „Räuch“ und Sprüche loslassen konnte. Tat er sein schiefes Maulwerk auf, was zwar nicht allzu häufig geschah — er hatte es zumeist den ganzen Tag offen — dann nahm er es gehörig voll. Wenn nicht alles rump und stump verlogen war, konnte man vielleicht ein winzig, wenig wahres aus seiner Rede herausklauben.

In Schenken, auf Rollwagen, an Festen der Hubertusbrüder und auf der Kirbe, überall führte der Tropf das große Wort — nur nicht im eigenen Haus. Und das aus folgender Ursach: Der Heilige im blauen Himmel — es muß ein rechter Tagdieb sein, daß er nichts Geschmeidigeres anzufangen weiß, — der Heilige, sage ich, der die Ehen stiftet, hatte unseren Blasius mit seinem Segen schier zu schwer geschlagen. Indem daß er ihm die rote Gret zum Weib gegeben!

Böse Mäuler — wir lachen derer heute! — sagten, die Gret sei Herr im Haus, sie hätt' die Hofen an; der Blasius dürfe nicht den allerkleinsten Mucker tun, sonst . . .! Und dabei zwinkerten selbige, die solches schwagten, ein wenig mit dem linken Aug' und wiffen leislisch durch die Zähne. Mag so gewesen sein! —

Bei seiner Alten umzugehen, als könne man nicht bis Fünfe zählen, das ist nicht sonderlich ergötlich für einen Ehemann. Auch Blasius Reck hatte dies bald heraus. Drum entwichte er, so oft es nur anging, — etwan wenn die Gret recht laut mit Pfannen und Häfen in der Küche hantierte — in den „Gülden Sporn“. Dort erlustigte er sich alsdann bei braunem Bier, derweil sein Maulwerk lief von lustigen Schnurren und lächerlichen Possen, just wie ein Faß voll Tucherbier am Schützenlag. Im „Gülden Sporn“ kehrten viel Fuhrleute und Fahrende an; so konnte Blasius wohl hundertmal das nämliche erzählen, und immer galt es den Zuhörern für neue Zeitung.

Item war dorten — dies sei ganz nebenbei bemerkt — eine rundliche Wirtin, noch jung an Jahren, jedoch schon Wittib. Auf sie hatte Genannter ein Aug' oder auch beide, aber nur von Weitem; denn, kam er ihr zu nahe, so gab's eins auf die Finger, mitunter auch eine Maulschelle, ganz nach dem Wetter von Frau Magdalenas Laune.

An einem schönen Täglein, zu Zeiten der Baumblüte, tät sich Herr Blasius wieder im „Gülden Sporn“ vor einer Doppelkanne und etlichem fremden Fuhrleuten zugut. Saß auch ein Fahrender dabei und hörte auf den dürren Possenreißer, wie der gar großmaulig und losmaulig renommierte, als gälte es, dem Teufel ein Ohr wegzulügen oder des Himmels allerhellstes Blau anzuschwärzen.

„Heda, Herr Junker,“ sagte Blasius mitten in der Rede zu dem Schüler, „habt Ihr vielleicht gar Zweifel? Ihr blinzelt alleweg so mit den Augen?“ —

„Beileibe nit, beileibe nit! Was, Zweifel! Der böse Ofenrauch heizt mir die Augen. Erzählt nur weiter,“ lachte das abgeschlagene Herrlein, und merkte igt, daß ja im Maien Ofenrauch nimmer zu beißen pfelegt!

Frau Magdalena war just dabei, eine schäumende Kanne zum Tisch zu bringen mit einem gutgemeinten „Wohl bekomm's!“ Der Blasius, der's halt nicht lassen mochte, kniff sie mit zweien Fingern in's Bein. Und, eh' er sich's versah, saß ihm eine Backpfeife mitten im Gesicht!

„Da! Alter Sünder! Die kauft Euch kein Jud mehr ab. Wenn Ihr endlich zu Geschaidtheit kommen wollt, möcht ich wissen! Das verleb' ich nimmer! Und daß Ihr künftig ehrsame Wittiben in Frieden lasset, will ich mal wieder mit Eurer Gret einen kleinen Schwag tun! Was meint Ihr dazu? Ei?“ —

Also schallt die sittige Schenkin und alle Gäste lachten. Blasius ging weder Maulschell' noch Straspredigt arg tief; dieweil er sprach: „Frau Magdalena,“ sagte er, „wär ich noch jung und ledig! Sie tät ich freien und keine andre!“

„Bedankt mich für solche Ehr'! Seid froh im übrigen, daß ich nit Euer Gemahel bin; Ihr könnt bei mir noch nit so gut weg, wie igt bei Eurer Gret!“

„Haha!“ lachte der alte Esel, „Ihr wäret mir die Reche! Es ginge Euch kein Haar anders, als meiner Alten: Ist sie mir nit in allem und jedem zu Willen, so spukt's! — Will Euch doch gleich berichten, wie dies vor gar nit Langem geschehen!“

Blasius nahm einen guten Schluck, wischte sich mit glänzendem Nermel Bart und Nasentröpflein ab und tat kund: wie er sein Weib nächstens erwischt habe. Mit einem jungen Gesellen hätt' sie sich's wohl sein lassen bei Kapaunen, Krapsen und Wein. Da sei er justement dazwischengekommen und hätte den Becker erstlich sattfam verbläut und zum andern Hals über Kopf die Stiegen hinabgeworfen. Seine Alte aber hätte er dermaßen gezwiebelt, daß derselbigen acht Tage lang kein Stuhl noch Bank mehr passen woltte!

Das Schülerlein — war ein abgeseimter Spitzbub — fuhr etliche Male mit der Hand in der Luft herum, nicht anders, als woltte er eine Laus fangen, die ihm entwischt wäre.

„Ei, ei, was macht denn der gelahrte Herr für Fifimatenen?“

Drauf der Fahrende: „Hat nit viel zu sagen; das,“ meinte er, „will nur ein paar der schönen Lügen greifen, die mir gar so faustdieck um's Caput summsen.“ —

Wie zu erwarten, hub jetzt ein unändig Gelächter an und der arme Blasius mußte viel Spott leiden. Aber so leicht ließ sich der nicht drausbringen, tät vielmehr schnell einen achtbaren Zug

und piepste mit übergeschnappter Stimme: „Ihr wollt mir nit glauben? Hoho! Laßt doch das dumme Lachen sein! — Wenn ich will, muß meine Alte sogar ein ganzes Jahr — hört ihr, ein ganzes Jahr! — hindurch ihre Kaffel halten! So ist's!“

Aber es war nicht ganz so. Sintemalen grad wie er solchermaßen geiferte, seine Gret leibhaftig in die Wirtsstuden trat. Sie hielt mit nichten ihre Kaffel, als sie mit Besenstiel und Feuerzange auf ihren lieben Mann losfuhr, wie in früheren Tagen St. Michael auf den Teufel!

„Ei, der tausend Teufel!“ rief sie. „Mein herzliebster Mann! Sigt der Leder da, breit und klobig, als hätt er füglich das Recht dazu! Ob seines armen Weibes macht er sich keine Sorgen! — O, du erzverdorbener Tropf! Du Teufelsbraten, du . . .!“

Der ehrsame Leser glaubt vielleicht, d. h. nur wenn er noch ledig ist, obige Predigt sei damit zu Ende gebracht! Keineswegs! Er darf es nur unserem gutmütigen Herzen zuschreiben, wenn wir ihn mit dem Weiteren verschonen; denn es ist nicht alles schön gewesen, was die rote Gret ihrem Alten an den Kopf geworfen. Bildlich und in natura! Sollte sich aber der Leser derart starken Tabak zutrauen, so mag er sich selber ein Weib freien; wenn möglich ein rotes! —

Fahren wir fort! Unter währendem Geschimpf und Gestoß, wobei der Besenstiel des armen Blasius Rücken als Tanzboden benutzte, holte die Gret ihr Ehemahl aus der Schenke. Dem Menschen — sündhaft und zum Bösen geneigt von Geburt an schon — ist's eigen, sich an seines Nebenmenschen Schaden zu ergötzen; drum ging ein Lachen los, daß gar Kammern, Tische und Bänke zu wackeln anfangen vor lauter Uebermut.

Am selben Abend sah man den fahrenden Junker sich im „Gülden Sporn“ gar vergnüglich die Hände reiben. Dabei lachten seine hellen Schelmenaugen recht verschmigt, wie bei einem, der jemanden etwas angehängt! Und das hatte er auch.

Diweil er nämlich den Blasius Red „im Namen der ehrsamten Frau Magdalena“ auf den Abend ins Gärtchen gebeten. Der Schenkin wärs nit recht, so sagte er zu Blasius, daß sie ihn heut am Morgen vor allen Gästen so traktieret hätte und sie wolle also Gelanes wieder wettmachen, indem, daß sie ihm einmal den Willen tue zu einem Stelldichein. Daß dies Herrn Blasius nicht zuwider war, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Zur roten Gret aber sprach der Fahrende, nachdem er lange genug um ihr Haus scharwenzelt, ob sie nicht auf einen Augenblick möchte heruntersommen. Von einem so noblen und artigen Junker ließ sich die Gret dies nicht zweimal sagen — denn sie war ein Weib — und kam. Da hätte man sehen sollen, wie der Schelm dem Weib hofierte, einfältig und täppisch als ein Verliebter. Und am Ende sagte die Gret ja, sie wolle beim Abendschein zu ihm an's Gartenmäuertein kommen.

Drauf war das Schüfertein wiederum in den „Gülden Sporn“ gelaufen und hätt' den Gästen dort zum Abend ein „Scherzspiel“ versprochen. —

Als sie kamen, wohl an ein Duzend ehrbarer Bürgerleute — führte sie der Junker in besagten Garten und verdeckte die Geladenen immer ein Paar oder zwei, hinter Gebüsch. Man sah noch nicht lange, da kam Herr Blasius Red angewalzt. Pfiff einmal vernehmlich und weil sich drauf keine Seele sehen, noch hören ließ, rief er: „Biffst! — He, Frau Schenkin, seid Ihr da?“ — Niemand war zur Stelle. Drum stötete Blasius noch etliche Male und endlich — er wollte eben anfangen zu fluchen, daß ihn

ein Schalk genarrt hätte, — respondierte es über die Mauer herüber:

„Herr Junker, He! Herr Junker!“ Solches kam von der roten Gret, vermeinend, der fahrende Schüler wär auf der andern Seite. Selbiger aber saß bei denen hinter den Sträuheren und lachte bössartig in sich hinein.

Die Zuschauer hörten nun mit viel Ergötzen dem buhlerischen alten Pärlein zu. Blasius sagte: „Ei, das laß ich mir gefallen, daß Ihr kommt, liebe Schenkin!“

„Schenkin? — Wie meint der Herr Junker?“ Und sie wunderte sich baß, daß man sie für eine Schenkin hielt. „Wird sich eines angetrunken han!“ —

„Boß Bliß und Teufelsdreck! Junker heißt sie mich! so hoch ward ich nimmer eingeschägt. Mein Weib gibt mir sonst andre schöne Sonntagsnamen, die nit im Gebetbuch stehen! — Wird sich eins angetrunken han, die Frau Magdalena, hahaha, kommt mir aber grad zupaf, diweil sie sich alsdann in ihrem Hegteln nit gar so zimperlich und tugendsam mag aufspielen. So man sie zwicket!“ — Derlei unlautere Dinge spukten in Blasius Kopf, woraus man sehen mag, daß er kein moderner Mensch gewesen!

Die rote Gret tät nun ihrem „jungen“ Gefellen all Sorg und Plag zu Wissen, so sie mit ihrem wüsten Gemahl auszustehen hätte. Sie sparte nicht mit unschönen Schimpfworten und Blasius ward darob recht munter. Dachte er doch, daß alle Weiber gleich seien und daß der Schenkin Ehemann ja lange schon bei Sankt Peter droben selig und im Frieden lebe! —

Herr Blasius wiederum erzählte seinem „Schätzlein“, wie daß er zu Hause ein böses Ripp von einem Weib habe, auch daß er sie dreimal die Woche verbläuen müsse — denn sie hätte dies so nötig, wie der Acker den Mist — und selbige sei greulich als ein Kinderschreck, nicht mehr eben jung, habe Warzen im Gesicht, drauf Haare wüchsen. In ihrem lasterhaften Maulwerk hätte sie noch einen einzigen Zahn und der sei faul. Und tue sie's auf, dann kreische es gleich einer krächzenden, rostigen Türe.

Derweil Herr Blasius seine Gret also lieblich tät beschreiben, mußte einer hinter den Büschen laut aufschachen. Die beiden Agierenden hatten aber dessen nicht acht; dermaßen waren sie in Flagranz!

„Ei, Herr Junker, wollt Ihr nit übers Mäuertein steigen. Sollt hier wohl empfangen sein,“ fragte die Gret und zog ein süßes Maul. Aber süß und sauer passen nicht zusammen; drum war's recht lustig zu sehen.

„Ich komme hinüber, ich komme! Habt acht, ich springe Euch grad in den Arm hinein!“

Solches geschah! — Da hielt Blasius seine saubere Gret im Arm und die schöne Gret ihren lieben Blasius! Im ersten Schrecken heulte er huhu und sie grillte hih! Und da die zwo sauberen Eheleute gar nicht mehr von einander lassen wollten, sprang der nichtsnußige Junker dazwischen und grinste hahal! Was einen lustigen Dreiklang ergab! Er mußte sich aber schnell retirieren. Der empfindsame Leser denke sich, weshalb!

Borwürfe ob Untreu in der heiligen Ehe hat aber weder die Gret ihrem Blasius, noch Blasius seiner Gret gemacht; vielmehr lebten die zwo selbender zeitlich glücklich und in Freuden. Nur die Gret, weil sie eine Evastochter war, sagte manchmal, wenn sie ihren Tag hatte: „s ist nit schön, Blasius, sein Weib an's Gartenmäuertein zu hintergehen!“ —

Wogegen wir nichts einwenden können.